

Weihnachtsverdruß

Ganz Deutschland arbeitet für den Weihnacht — Baum schmückt und Spielsachen, Christstollen und Karpen

Zu vielen deutschen Wäldern künden die Sägen, Klängen die Artzschläge, große und kleine Tannen fallen, werden zu Dutzenden und Hunderten aufeinandergekippt, in Wagons geladen und in die Städte gebracht. Dort warten schon die Groß- und Kleinhändler, denn vom 1. bis 15. Dezember ab beginnt der Weihnachtsbaumverkauf. Die Tannen kommen aus fast allen deutschen Gauen, die größten und schönsten aus dem Schwarzwald, Thüringen, Bayern und Schleswig-Holstein.

Die Mehrzahl des bunten Baumschmucks kommt aus Thüringen und Schlesien. All die schönen Glasstrahlen, die bunten Glasgugeln und all das andere handbunne und zerbrechliche Zeug wird im Heimbetrieb erzeugt. Tausende von Familien sind das ganze Jahr dabei, den alljährlichen Baumschmuckbedarf, der durchweg recht hoch ist, zu befriedigen. Dieser Schmuck wird übrigens durchaus nicht nur in Deutschland gekauft, sondern überall in der Welt, wo Weihnachtsbäume aufgestellt werden, benutzt man auch deutschen Schmuck. Versuche, im Weihnachtsbaumhandel zu einer gewissen Zentralisierung zu gelangen, sind am Besten gescheitert, das nach wie vor darauf besteht, recht viele bunte und verschiedenartige Dinge an den Baum zu hängen.

Woher die schönsten Spielsachen kommen, weiß man ja auch: aus Franken und Thüringen. Die Nürnberger Spielzeugindustrie genießt noch immer Weltrenome, noch immer bemühen sich in diesen großen Betrieben erfindungsreiche Köpfe, den deutschen Jungen und Mädchen recht viel neue Sachen auf den Weihnacht zu stellen, bemüht man sich auch, die Dinge erschwinglich zu halten, damit der Geldbeutel des Vaters mitkommen kann. Unter den Begriff Spielsachen fällt hier fast alles und jedes, sowohl die technischen Spielzeugarten, wie auch Puppen, Puppentheater, Gesellschaftsspiele und was alles dazu gehört. Besonders beliebt sind die Sachen in alle deutschen Gauen und in die Welt hinaus, darunter ganze Schiffabenteuer nach Nord- und Südamerika. Sehr schöne Holzspielsachen kommen besonders aus Sonneberg, weltberühmte Puppen aus Bad Köfen und Gotha, Wäldchen aus Thüringen.

Was wäre ein Weihnachtsbaum ohne Lichter, was ein Weihnacht ohne Stollen und Weihnachtsgebäck? Wenn man den Namen Weihnachtsbaum nennt, dann ist damit fast untrennbar der Name der alten deutschen Stadt verbunden, die ihm Weltrenome verschafft hat: Nürnberg. Das Dresden ausnehmend schöne Weihnachtsgebäck, ist gleichfalls weit und breit bekannt, weshalb nicht geklärt werden kann, daß auch andere deutsche Städte mindestens ebenso feine Stollen liefern.

Das auf einen richtigen Weihnachtsbaum auch Weihnachtskerzen gehören ist schließlich verbreiteter Ansicht. Elektrische Weihnachtsbaumlichter sind gar nicht schön und nur ungeschicklich, aber den rechten warmen Weihnachtsglanz geben Wachskerzen. Auch die Wachskerzen kommen aus vielen deutschen Gauen, aus Bayern, aus Schlesien, Thüringen und Sachsen. Noch immer werden zu Weihnachten viele, viele Millionen der kleinen Wachskerzen verkauft.

Daß das Kennenlernen der Christzeit auch das Todesurteil für viele Tausende, ja Hunderttausende blühende Karven bedeutet, ist zwar traurig aber unumkehrbar. Die blühenden Karven, die ja nicht dafür können daß sie aus so aut kommen, kommen hauptsächlich aus Schlesien, der Lausitz und aus der Gegend um Cottbus. Sie werden dort in großen Anstalten geerntet und einmal oder mehrere Male im Jahre in großen Neben angesetzt. Die Arbeiter nennt man Feldarbeiter und für ihre Felder bedeutet das Weihnachtsfest den Höhepunkt des Jahres. Auch sie tragen wie fast jeder deutsche Gau, ihr Teil dazu bei das deutsche Weihnachtsfest recht schön feierlich und — wohlwollend zu machen. Kurt Lampert

Kleine Zeitbilder

Ein neuer Versuch ist aus dem Dunkel der bescheidenen Weihnachtsfeier ins Licht der öffentlichen Anerkennung gerückt: der Rauschgenuss. Das ist der Mann, der namentlich beim Fest und beim Rundfunk die Geräusche macht. Beim Rauschgenuss wurde ein Jahr davor: Wasserplätschern, Wolkenbruch, Kolonnenmärsche und ähnliches erklingt durch seine vielfältige Beschaffenheit auf künstlichem Wege aus dem heimlichen

Jeder ist verdächtig!

Rästel um den Tod des Malers von der Straat von Reinhold Eichacker.

84. Fortsetzung. Nachdruck verboten. Der Landgerichtsrat sollte gerade mit dem Bleistift, die Hilfe suchend sah er zu Professor III hin. Doch hier bemerkte den Blick nicht. Er blätterte gleichgültig in einem Buch.

„Wissen Sie, daß von der Straat einen Sohn hatte?“ fragte Kettler von neuem. „Schweizer nicht.“

„Ja, er muß jetzt etwa dreißig Jahre alt sein. Doch ich kenne ihn nicht.“

Mit einem unwilligen Aufschub schob Kettler die Akten zusammen. „Sollen Sie noch eine Frage zu stellen, Herr Kollege?“ meinte er, selber zu III's Tisch hin.

„Ja?“ Der Professor schüttelte finstern den Kopf. „Nein — ich danke.“

Der Landgerichtsrat erhob sich unruhig vom Stuhle. „Damit wären alle Punkte geklärt, Herr Gehelmerat. Ich danke sehr.“

„Wichtig?“ fragte III neugierig, als Schweizer hinaus war. „Sind alle Punkte geklärt, Herr Landgerichtsrat?“ Kettler schlug in heller Wut auf den Schreibtisch. „Himmelkreuzbrennerwetter noch mall Radist kann man werden! Vor einer Viertelstunde hätte ich geschworen, daß Schweizer nicht frei mehr das Zimmer verläßt und jetzt steht man da und ist dümmer als vorher! Man bildet sich ein, den Täter schon in beiden Händen zu haben und dann ist alles auf einmal ganz harmlos. Kein Wort glaube ich dem Juristen, dem getriebenen Fuchs, dem! Der Herron hat er Kontakt gegeben, der Schauenberg — und, wer weiß, wenn sonst noch. Aber nachweisen, nachweisen! Der Herr konnte sich gar keine raffiniertere Mordere suchen! Der ganze schöne Verdacht mit dem letzten Besuch Schweizers und der Vernehmung fällt auch glatt zusammen. Kann ich jetzt einem an-

nissoen Lautsprechern; es ist eine weitverzweigte Erfahrungswissenschaft geworden.

Eine Köchin und zwei Geisinnen wurden in Turin öffentlich beschimpft, weil sie ihre Kleider aus Paris bezogen hatten.

Rom als Seeradt ist der neueste Plan des faschistischen Italien. Der unberechenbare Tiber will man mit Staumdämmen und Sperreisen zuleite rücken, damit größere Schiffe von der 20 Kilometer entfernten See bis an die ewige Stadt fahren können. Die Kuppel der Peterskirche wird sich bald in weiten Wasserbecken spiegeln.

Der Zeitungsjungling Seark muß notgedrungen eine Reihe von „gelauten“ Glasfenstern zurückgeben, die in der Klosterkirche von Fécamp (Frankreich) seitens amtlicher Verwaltungen durch Fälschungen ersetzt wurden.

100 Jahre verheiratet, 118 Jahre alt, immer noch gesund und rüstig: das sind zwei Deutschen im Dorfe Kinnova bei Kasabar in Serbien. Rundfunk, Fernsprecher, Heizung, Flugzeug und Badeeinrichtung sind ihnen spanische Dörfer.

90 Storchhinder fliegen führerlos quer durch Europa

Von F. Walter

Aus Konstanz wurde kürzlich gemeldet, daß dort die jungen Störche geflüchtet worden seien, die man von der Vogelwarte Kehl aus führerlos zu Versuchszwecken freigelassen hat.

Während die Aufmerksamkeit der breiten Öffentlichkeit von den großen politischen Ereignissen voll in Anspruch genommen ist, sind kürzlich ein wissenschaftliches Experiment seinen Abschluß, das in ruhigeren Zeiten sicherlich gleich dem berühmten Foucaultschen Pendelversuch die ganze Kulturwelt in Atem gehalten hätte. Galt es doch der Erhellung eines der dunkelsten Lebensmysterien, dem bisher undurchdringlichen Geheimnis des Instinktes, der in den Wanderungen der Zugvögel zutage tritt. Vor wenigen Wochen hat das Experiment seinen Anfang genommen, und bereits in den letzten Tagen liegen die entscheidenden Meldungen ein, die zugleich die Antwort auf die von den Forschern der Natur gestellten Fragen darstellten.

Die Fragen: Wie finden eigentlich die Zugvögel ihren Weg nach dem Süden? Was veranlaßt sie, diese oder jene Richtung einzuschlagen? Und endlich: Welche Rolle spielt die Erfahrung und welche der angeborene Instinkt. Man wollte zumal bei Störchen beobachtet haben, daß da vor dem Abflug zum Winterquartier große „Ratversammlungen“ unter lautem Geklapper abgehalten würden und vermutete, daß es dabei um eine Belehrung der Jungen durch die alten, erfahrenen, wegzugenden Störche ginge. Man glaubte auch, daß die jungen Störche der Führung seitens der alten bedürften und der Instinkt ohne die elterliche Leitung nicht ausreiche, die Orientierung über die unbekannten Erdstriche zu finden.

Zur Lösung des Problems, was am Vogelzug angeborener Instinkt, und was erworbene Erfahrung ist, ließ man also vor wenigen Wochen von der Vogelwarte Kehl aus 90 junge Störche frei. Junge Störche, die in der Geistesartigkeit hinsichtlich vom Ei an aufgezogen waren, die noch nie ihnen abenteuerlichen Flug nach dem Süden unternommen hatten. Völlig führerlos, ganz sich selbst, ihren Instinkten überlassen, waren die Storchhinder nun vor die Aufgabe gestellt, allein, ohne die „Schrittmachenden“ Eltern oder durch Europa zu fliegen. Werden sie es ohne Führung? Es war eine bange Frage, nicht nur des nüchternen Wissenschaftlers, sondern auch des Reisenden; denn, wer weiß, vielleicht verlernen sich die armen, führerlosen Storchhinder in irgendeiner stillen, unwirtlichen Gegend, vielleicht vermögen sie, so ganz auf sich selbst gestellt, nicht einmal das nötige Futter aufzutreiben.

Nun, die aus Konstanz einlaufende Meldung entsetzt mit einem Schlag diese Sorgen. Man hat die Störche an der Aufbruchzeit als die Sendlinge der Vogelwarte Kehl mitten förmlich dort geflüchtet. Sie zogen wohlauf, schließlich über den Nordsee nach Kleinasien weiter. Die 90 jungen Störche fliegen also führerlos quer durch Europa. Sie haben dank des angeborenen Orientierungsinstitkes den richtigen Weg gefunden, ohne jegliche Führung und Anleitsmal! Man könnte daran schiefen, daß den Storchhinder nicht nur der herbstliche Schwarm nach dem Süden, sondern auch gleich dazu die plötz-

schlagende Route fix und fertig, als blinder, maschinell abzurufender Instinkt angeboren sei. Aber dem ist merkwürdigerweise nicht so. Das lehren die bisher vorliegenden, sorgfältigen Beobachtungen zufolge schlagen die Störche je nach ihrer Herkunft verschiedene Wege nach dem Süden ein. Die ostdeutschen Störche fliegen über den Balkan und Kleinasien nach Afrika, während die westdeutschen Störche die Route über Spanien wählen. Liegt da ein ererbter, unabänderlicher Instinkt vor oder jeweils ad hoc nach Zweckmäßigkeitsgründen vorgenommene Wahl?

Die vernünftige Orientierung

Die Entscheidung liefert gegenwärtig das zweite große Experiment. In diesem Behufe wurden ostpreussische Störche nach Westdeutschland gebracht und hier in Gefangenschaft aufgezogen. Und nun ließ man vor kurzem 100 solcher junger ostpreussischer Störche in Essen und 20 junge Störche in Frankfurt führerlos frei. Wie werden diese jungen Störche fliegen? Zwei Möglichkeiten bestanden da: geborht der Vogelzug einem blinden unabänderlichen, maschinell ohne Rücksicht auf die veränderte Umwelt ablaufenden Instinkt, dann müßten die ostdeutschen Störche auch wenn sie von Westdeutschland aus starten, den von ihren Vätern angestammten Weg über den Balkan nehmen. Ist der Instinkt aber nicht blind, gibt es eine echte, zweckmäßige, um nicht zu sagen vernünftige Orientierung, dann werden die Störche die kürzere Route über Spanien wählen. Die neulich eingelaufenen Meldungen berichten nun, daß ein großer Teil der Störche in Südfrankreich, zum Teil auch über den Alpen und Italien, geflüchtet wurde.

Die Störche lösen also die ihnen von der Wissenschaft heimtückisch gestellte Aufgabe meisterlich. Sie fliegen nicht via Konstantinopel wie ihre ostpreussischen Ahnen, sondern auf dem Weg den die westdeutschen Störche einschlagen. Nicht der blinde Instinkt, nicht eine von den Vätern angestammte Route und auch nicht die ererbte Führung durch die Eltern weist den Zugvögeln den Weg. Wodurch eigentlich der Vogelzug noch rätselhafter geworden ist...



Ein Flugzeug mit Vogelwarte Kehl

Das neuartige Flugzeug, das der italienische Flieger Ugo Antonini konstruierte, und das jetzt in England vorgeführt wurde. Unter den eigentlichen Tragflächen sind noch kleine Flügel angebracht, die sich nach dem Prinzip der Vogelgeschwinge bewegen. Diese Konstruktion führt in die Zeit der ersten Flugversuche zurück, bei denen man ja von der Beobachtung und der Nachahmung des Vogelfluges ausging. Es ist begreiflich, daß man zu diesem so nabeliegenden und eigentlich naturgegebenen Prinzip immer wieder zurückkehrt.

gesehen und ungeschönten Art, einem Gehelmerat, auf den Kopf zusetzen, daß er das Gift in das Glas tat? Himmelkreuz — immer die gleiche Misere! Da hat man den Täter und kann es nicht beweisen. Es ist zum Zerplatzen!“

„Professor III schaute ihm belustigt nach, wie er aufgeregt in dem großen Raum hin und her lief.“

„Ih Vätern eigentlich darum zu tun, Ihre blödsen Verdächtig behältst du sehen oder — den Täter zu finden?“ Der Landgerichtsrat blieb stehen.

„Was soll das?“

„Na,“ meinte III trocken, „weil Sie sich über Schweizers Schlußwort so aufregen! Daß tausend Spitzbuben unversehrt in der Welt herumlaufen, wissen wir alle. Auch, daß tausend Schurkereien tagtäglich in unserer besten Gesellschaft geschehen, ohne daß ein Sohn danach kräht, oder auch nur krähen darf. Man kann also sehr wohl ein Ehrenmann und doch nur ein Schuft sein. Damit müssen Sie sich abfinden — das ist mal nicht anders! Aber wenn Sie nur den Mörder von der Straats suchen, dann kann ich Sie trösten. Den bringe ich Ihnen. In längstens drei Tagen.“

„Unmöglich!“ sagte der Richter ihm bei einer Schulter, ungläubig und hoffend.

„Tatsache!“ lächelte III. „In längstens drei Tagen. Auch Brandt ist schon fertig.“

Professor III lag auf dem Divan seiner behaarten Junggeilenswohnung und sah dem Qualm seiner Haare nach. Dann legte er die erst halbgerauchte in den Aschenbecher, zu den übrigen Stummeln, und sprang auf die Füße. Zum vierten Male ging er zum Schreibtisch und prüfte den Inhalt der lebernen Mappe. Er wußte bestimmt, daß noch gefehlt das Buch, das er suchte, in dieser Mappe gewesen.

Nun war es verschwunden. Verlegt konnte er es nicht haben. Jemand jemand mußte sich an dieser Mappe zu schaffen gemacht und das Buch fortgenommen haben.

Mit zwei Griffen leerte er den Inhalt der Tasche auf

den Schreibtisch. Da fiel etwas Weißes heraus und schwerde wie ein zierlicher Faltler zu Boden.

Er hob es schnell auf. Es war ein einfacher Zettel, Abgerissen von einem gewöhnlichen Briefbogen.

„Mit leichtem Staunen las er die maschinengeschriebene Aufschrift: „Sie sind in Gefahr!“

Sonst nichts. Er drehte den Zettel zwischen den Fingern. Galt das wirklich ihm? Oder war es durch einen Zufall zwischen die Akten geraten?

„Sie sind in Gefahr!“ — Was sollte das heißen? Der kurze Satz klang wie eine Warnung; kaum wie eine Drohung.

„Wer oder sollte ihn warnen?“ Einen Augenblick spielte ein Lächeln um seinen Mund; dann legte er den Zettel in sein Notizbuch. Dabei fiel sein Blick wieder auf die zwischen den Seiten liegenden Fingerabdrücke.

Eine Notiz seiner Hand stand daneben: „Fall von der Straat — Fingerabdrücke auf Schreibtisch und Case des Erworbenen — Urheber unbekannt.“

Auf III's Stirne bildete sich eine Reihe von Falten. Er trommelte gerade mit dem Bleistift.

„Wahrscheinlich er unwillkürlich einen leisen Laut der Ueberraschung aus.“

Mit einem Fuß schob er den Sessel beiseite und setzte sich fest.

Er nahm ein Blatt Papier, presste seine Finger auf ein Stempelkissen und drückte sie auf dem Papier ab. Es gab klare, fast kreisrunde Abdrücke, die mit den unregelmäßigen Halbmonden der anderen Spuren in seinem Notizbuch keine Ähnlichkeit hatten. Dann machte er den gleichen Versuch nochmals, hielt aber dabei seine Finger ganz senkrecht. So steil wie nur möglich. Die Abdrücke waren jetzt Halbmonde, genau wie die anderen.

In III's Augen blitzte es freudig auf. (Fortsetzung folgt.)

BAUER UND SCHOLLE

Dezemberfest im Bauernhaus

Von Ray Grieshaber

(Nachdruck verboten.)

Auch für die Bauernkinder bringt der Dezember die glücklichste Zeit. Zum Heimgehen des winterlichen Familienlebens gefüllt sich noch das Heimlichtum der Eltern; es ist die Zeit, wo die traumhaft dahindämmende Seele des Kindes grüßlich hineinschaut in die Welt des Alltags, der sich für ihn auf einmal so ganz anders ist: bunter, lautstark, aufgeregt, mit ganz veränderten Menschen. Zunächst ist es die Gestalt des Nikolaus, der väterlich-würdig und ein wenig volltönend durch die Phantasie des Kindes Kopf und diesem bis zum Bescherungstag alle Wesen häßlich-stroher Erwartung zu kosten gibt. Bauer und Bäuerin schaukeln in diesen Tagen meistlich zusammen, um mit den denkbaren beschreibenden Ausdrucksmitteln die Stimmung der kindlichen Vorrede festzuhalten und zu festigen. Hierzu dient ihnen als Rahmen die ländliche Natur, ihr schlichtes, mißliches Geleit und nicht selten ihre eigene halbgläubige Vorstellung von geheimnisvollen Dingen, die besonders im Christmonat durch die Tage und Nächte gelte.

Aus Wald und fernem Tal draut in dichten Schwaden spärlicherer Rebe. „Schau, Ratti, wie's dort rauscht“ und die kleine baubäugige Teres, die diese Erscheinung durch das kleine Schiebelehen der Stube hindurch wahrgenommen hat bekommt zur Antwort: „Ja, dort baßt jetzt der Anecht Rudrecht mit vielen, vielen Aueren für den Nikolaus oder das Christkind die Lebkuchen.“ Und die herbeilebende Anna, der Georg, der Hans, die Katzi, der Franz und die Sophie, das älteste von ihnen noch nicht ganz neun Jahre alt, werden angelockt ihre Mäulchen auf und machen Zugelangen. Ueber alle ist es plötzlich wie eine Offenbarung gekommen und der kindliche Wonnemann wird erst mit der letzten Lichterkerze vergangen sein. — Zwei Stunden später, unterm Schein der Lampe, beim Abendessen, wenn alles am großen runden Tisch die Suppe löffelt, harret draußen auf dem Gang plötzlich eine Diele, wie sie vielleicht gestern und schon tausendmal zuvor geknarrt hat. Diesmal ist es aber etwas ganz anderes. Alle, jawohl alle, borden auf, schauen — auch die Großeltern spielen jetzt mit — betroffen einander an, die Kinder, fast schreckend, veranlassen belauscht das Atmen, fucheln aneinander und der Vater flüstert geheimnisvoll: „Ich glaube, daß der Anecht Rudrecht draußen wieder borden muß, ob ihr Kinder auch brav seid; es kann aber auch sein, daß ein fürwahr Kobold wie sie jetzt in den Nächten der Weihnachtszeit wieder herumgeht, holterdipolter die Treppe heruntergerast ist, jedenfalls muß ich mal nachschauen.“ Und der verwehete Peter in den Wannen der hantelnden Kinder jetzt ganz held, schließt lachte an die Tür, reißt sie schreckhaft auf und sieht, wie — der Anecht Peter, seine Frau mit ihren drei halberwachenden Rabenkindern auf der Schwelle sitzen und, wohlweislich wohl sie sich auch fürchten, Einlaß begehren. Ein Schrei der Entzweiung, gleichzeitig aus sieben Mäulchen, eine überströmende Freude darüber, daß nun auch die vierbeinigen Familienangehörigen vor allem Spuk der Nacht gehoben und sie sich nun, behaglich schnurrend, unter oder auf dem warmen Kachelofen ausstrecken können. — Und noch den vielen solchen „Schaueläden“ Geschehnissen ließe sich berichten.

Wer möchte diese winterabendliche Jugendromantik im Bauernhaus, zumal im Christmonat, missen! Sie hat ihren ganz eigenen Reiz und findet heute, viele Gläubigkeit überall dort, wo im friedlichen, stillen, häuslichen Bauer und Bäuerin im lauten Kindelstahl ihrer eigene frohe Jugend nochmals erleben und eine ländlich ordigene Lebensauffassung die Kleinen naturhaft und bescheiden erhalten hat. Für solche Kinder sind es dann nicht allein die Gaben, die ihrer am Bescherungstag harrn, nein, belauscht belauschend für sie ist ihre mit allerlei kraußförmigen, netzlichen, schnurrigen, lichten und himmlischen Gestalten bedeckte Vorstellungsart während der vorübergehenden Wachen und Tage. In das tiefe reine Wachen der langen Vorrede im traulichen Heim, in ländlicher Stille fern von der Stadt, wo nicht selten in diesen Tagen ein entsetztes Proportum jede heilige-arte Mama in der Seele des Kindes erlöset. Da, wo in Dörfern voll gläubiger Dinge himmlisch keine Mühe erklingen sollen, hört dann das goldene Kalb durch die Christone und es verkniff für immer ein kindlich reines Weihnachtsland.

Indes, es wäre ungerecht, wollte man behaupten, das Kind ist im allgemeinen keine die ursprüngliche Schönheit der Christzeit nicht mehr, es fehlt ihm die kindlich reine Gläubigkeit und es sieht nur noch egoistisch und geblüht nach der Reichhaltigkeit des Gadgetischen. Wo das zutrifft, da mögen wegen dieser feindlichen Verklammerung ihrer Kinder sich die allein schuldigen Eltern anfragen; Kirche und Schule trifft keine Schuld. Was im offenen Alltag vielleicht zu einer etwas loseren Einstellung der Stadtjugend beitragen mag, sind die üppigen Weihnachtsauslagen der Geschäfte mit ihrer allmählich ermüdenden und abkumpfenden Wirkung auf das Gemüt des Kindes, das bekanntlich in allem Schaulustigen schon eine Art eigenen Wesens erblickt und dem dann die Bescherungen seine großen Ueberraschungen mehr bringen können, besonders dann nicht, wenn eine lichte und phantastische Mutter mit ihm die Wachen zuvor alle Spielwarenläden der Stadt kundenlang besichtigt hatte.

Wie ganz anders auf dem Dorf! Zunächst der äußerlich viel würdiger Stimmungsbildner für die Weihnachtslegende: unermessliches Himmelsgewölbe, weite Natur, lauschige Stille und Einsamkeit, tiefgläubige schlichte Menschen in heimeligen Häusern, — da und dort so dürrig wie Beklehmens Stall; die Kinder allem Ernst und Glanz und aller Keppigkeit fern. Und zu all diesem der dankte Gang und Drang der bäuerlichen Bewohner zum Geheimnisvollen, zum Gräßlichen und Schierlich nach Vergangenen. Reich ist der über unzählige Wachen mündlich überlommene Sagenschatz in so manchen Gegenden, von dem heute noch die Unterhaltung langer Winterabende befruchtet wird. Wunderlames erzählt das feinste Großmütterchen auf der Dienbank; es sind Sagen und Legenden zu allen Nächten bis Weihnachten und darüber hinaus bis St. Veit. Die Erzählerin horcht tief hinab in die Schätze der Vergangenheit, mischt zuweilen undenkbar algermanisches und arylisches Brauch und Geleit. Oh! Reizern sich ihre absonderlichen Gedanken, wie in schelbar freien Gestalten, zu dichterischen Bildern; es raunt und rauscht aus urvergangenen Tagen. Die Männer vorne am Kachelofen halten inne; es verkniff der Wachen der Weiberzeit über dem Hof und Strickung; das Rauschen auf die rätselhaften Worte des Mütterleins im Silberhaar verdichtet sich zur dramatischen Stille; alles ist im Sinne einer dunkel erzählten, längst verwissenen und verblissenen Vorstellungswelt, und nur eine halb-überhörte Frage steht zum Schluß auf allen Gesichtern: welche geheimnisvollen, mit Heimat und Scholle

heute noch verbundenen Nichte mögen all' dies durch den Mund dieser ehrwürdigen Alten kundgetan haben? —

Kein Schauspiel der Weltliteratur kommt einem solchen Winterabendlebnis im Bauernhaus an Spannung und Uebereignungskraft gleich. Die Zuhörer sind gleichzeitig Mitgestalter; sie schöpfen aus dem ewig frischen Born ihres eigenen Sagenschatzes, was belagen möchte; der mit seiner Gegenwart noch so lebendig verbundene Bauer ist ewig. Die Vergangenheit, mit der er sich verwurzelt fühlt, wird ihm immer wieder zum innersten Erlebnis. Und er wird nie aufhören, zu glauben, daß seine Vorfahren im ewigen Reigen der Monate, Jahre und Geschlechter aus ihrem arbeitsreichen Sagen- und Gedankenraus die wertvollsten Kräfte zum Leben und Kampf auf ihrer väter Scholle schöpften. Dieser Glaube ist sein bestes Teil; es ist der Stern, der ihm immer wieder den Weg zum Sagenreichen, zur Einfachheit und starkem schlichten Menschentum weist.

Die Bauernfähigkeit

Der das Reichserbhofgesetz nur mit den Werten des Wirtschaftspolitikers betrachtet, acht fehl. Wirtschaftspolitiker wäre es gewesen, wenn das Gesetz an dem Begriff des landwirtschaftlichen Betriebsinhabers anknüpfte; volkswirtschaftlich ist es dagegen, wenn das Gesetz statt dessen von der lebendigen Tatsache „Bauer“ ausgeht. Das Gesetz erfasst nicht den Menschen an einer Teilsache, den Menschen insoweit er Teil einer wirtschaftlichen Maschine ist sondern den Menschen in seiner Gesamtheit. Diese Erkenntnis ist es, auf die es ankommt; nicht einem Teil der Wirtschaft soll auf Kosten des anderen Teiles ein Geschenk gemacht werden, sondern der von der Natur zum Untertunungsmodell bestimmte Teil des Volkes, der den Volkshoden plant und bearbeitet, soll in neue Rechte und Pflichten hineingeführt werden, die ihm die Möglichkeit geben, dem Volke zu dienen, wie er das Interesse des Volkes verlangt.

Wohl an keiner Stelle des Gesetzes wird diese tiefe volkswirtschaftliche bedingte Grundhaltung so deutlich, wie an der Einföhrung des Paragraf „Bauernfähigkeit“. Der Bauer muß deutscher Staatsbürger sein, er muß aus deutschem Blute hervorgegangen sein und im Volkseigenen geistigen sittlichen und moralischen Kräfte sein. Nur wer diese Anforderungen erfüllt, kann in Zukunft deutscher Bauer sein; nur er ist würdig, mit einem solchen Recht von Rechten ausgehattet zu werden, wie sie ihm das neue Bauernrecht gibt denn nur ein Stand, der sich in solcher Weise ausgehattet, wird ein höheres Fundament des Volkes sein können. Und es geht um die Zukunft des deutschen Volkes, nichts mehr und nichts weniger! Damit das deutsche Volk lebe und nicht das Schicksal an der verfallenden alten Kulturwelt teile, die den politischen Streikthand gekörben sind, wurde dieses Gesetz geschaffen.

Der Bauer soll die deutsche Staatsangehörigkeit besitzen, denn das Deutsche Reich hat kein Interesse daran, einen Ausländer in seinen staatstragenden Stand einzubeziehen. Der Bauer soll deutsches Blut sein, denn der Jude und der Araber kann das deutsche Volk zerfetzen, er kann ihm wesensfremde Elemente hineintragen, er kann es verwirren und Unruhe und Zerrörung bringen, nie aber kann er die deutsche Art erhalten, weiterbilden und der Vervollkommnung entgegenbringen.

Der Bauer soll die erforderlichen menschlichen Qualitäten aufweisen. Er soll im Volkseigenen all seiner Kräfte leben, denn nur dann ist er ein richtig wertvoller Bestandteil, dessen besondere Heraushebung und dessen Sicherung nicht private Bevorzugung, sondern Lebensnotwendigkeit der ständigen Erneuerung bedürftigen Volksgesamtheit ist. Nur wer Herr seiner geistigen und körperlichen Kräfte ist, wird auch das ihm als Leben anvertraute Stück deutscher Muttererde so bewirtschaften können, wie es das Lebensbedürfnis des Volkes verlangt.

Der Bauer soll ehrbar sein, denn wer höhere Rechte bekommt, der muß schwere Pflichten tragen. Erst aus der Erfüllung seiner Pflicht erwacht sein Recht. Nur wer in jeder Beziehung untadelig dabeht, erwirkt damit seine sittliche und moralische Qualifikation, beweist durch seine Person und sein Leben, daß er ein wertvolles Glied des Volkes ist. Was im einzelnen dazu gehört, um ein ehrbarer deutscher Bauer zu sein, läßt sich nicht abschließend sagen. Es wird sich hier der verpflichtende Ehrbegriff eines Standes herausbilden, ähnlich dem Offizierstande. Dieser Ehrbegriff wird den Menschen in seiner Gesamtheit erfassen. Auch die wirtschaftliche Seite gehört dazu: die Erfüllung aller Schuldverbindlichkeiten nach bestem Vermögen und bestem Vermögen ist keine rein wirtschaftliche Angelegenheit mehr, sie ist das selbstverständliche und vom Stande geforderte Verhalten eines ehrenhaften Bauern. Pflicht und Recht sind damit untrennlich in der Person des deutschen Bauern verbunden.

Vogelstich im Winter

Im November, dem Rebellmond, beginnt die sogenannte Rühzeit für den Gartenfreund und doch gibt es noch eine ganze Menge wichtiger Gartenarbeiten zu erledigen. In erster Linie müssen wir an den Vogelstich denken! Der November ist die beste Zeit zum Anbringen der Nisthöhlen. Die vielen, für unseren Garten so nützlichen Vögel, die in Höhlen brüten, schlafen schon im Winter sehr gern in den aufgehängten Kisten und gedöhnen sich auf diese Weise an die gebotenen Nistgelegenheiten. Wenn es nicht anders geht, kann man bis in den Februar hinein mit dem Aufhängen warten doch nach März werden die Höhlen höchstens noch von Starren angenommen.

Es gibt eine Reihe vogelgerechter Nisthöhlen im Handel; am sichersten fährt man wenn man sich Auskunft beim Hund für Bienenstöcke, Geschäftshilfe Glemmen an der Arena, einholt und wird dort bereitwillig und völlig kostenlos beraten. Die Vögel stellen sehr genaue Anforderungen an die Maße und den Innenraum ihrer Behausungen. Von besonderer Wichtigkeit ist die Höhe und Anbringung derselben. Für die kleineren Vögel nimmt man alle 20-30 Meter einen Baum und befestigt die Höhlen in zwei bis höchstens vier Meter über dem Boden. Der Baum soll unterhalb des Astes keine Risse oder Stummel haben, damit den Raven das Abklettern erschwert wird. Statt der Röhre kann man auch Baumstämme verwenden; man rechnet im großen und ganzen etwa acht Höhlen auf ein Sekter. Nur für jene Vögel, wie z. B. die Starre, die sich ihre Nisthöhle nicht in Nestschalen suchen, kann man mehr Höhlen je Sekter aufhängen und es ist bekannt, daß man an eine Starrenstange bis zu 12 und mehr Nester anbringen kann.

Sorgsam ist darauf zu achten, daß die Höhlen senkrecht hängen, aber in Richtung des Windes etwas abgewinkelt sind, damit es nicht ins Flugloch hineinregnen kann. Das Loch

selbst soll nach der Sonnenseite, Osten oder Südosten schauen. Bedeutend schwieriger als für die Höhlenbrüter zu sorgen, ist es, an die Freibrüter zu denken! Unsere liebsten Säuger gehören dazu; ich nenne nur: Nachtigall, Grasmücke und viele andere mehr. Neben dem Vorhandensein geeigneter Sträucher, Büden und lebender Jäune, spielt besonders der richtige Schnitt dieser Pflanzungen eine große Rolle. Er muß so gehandhabt werden, daß Verästelungen in Laubform den Vögeln die Anlage eines Nests erleichtern. Vor allem bei unseren Obstbäumen und Beeresträuchern können wir manchmal ein Auge zudrücken und eine geeignete Astgabel heben lassen, ohne daß man gleich eine Verunreinigung des ganzen Baumes zu befürchten hätte. Schneller, als durch die natürliche Reife solcher Gabeln und Quirle kann man durch Zusammenbinden neben- und beinandereckender Äste dieses so dringend nötige Ziel erreichen. Können wir dann noch ein wenig auf unsere, an sich so liebe Gaudelose, daß sie keine Streifenfuge wird, so werden wir reiche Freude an unseren geliebten Freunden erleben, aber auch durch ihre nimmermüde Tätigkeit viel Nutzen erhalten, denn man glaubt gar nicht wie ungeboren gefähig diese kleinen Vögelchen sind und welche Unmenge von Insekten sie vertilgen. Diese natürliche Vertilgung der Schädlinge unseres Obstbaues ist viel wichtiger als eine chemische Bekämpfung die zu 75 Prozent doch nur ungenau oder auch unumwünscht vorgenommen wird und oftmals mehr Schaden als Nutzen bringt.

Wieder bäuerliche Hauszeichen?

Von Dipl.-Landwirt D. Zimmermann

(Nachdruck verboten.)

Dem Antrag des Wappenmalers sollte vonseiten der Heimatvereine begegnet werden.

Am Gehalt jahrhundertalter Bauernhäuser findet man seltsame Zeichen eingeschrieben; wie altermanische Runen — die Schriftzeichen unserer Vorfahren — sehen sie aus und werden auch vielfach für solche gehalten. Als man aber diese Zeichen an alten Kirchentüren, auf Geräten, an Stiele von Unterschriften in mittelalterlichen Urkunden fand erkannte man doch es sich dabei um Hauszeichen handelt. Unsere Vorfahren, die noch nicht lesen und schreiben lernten, wählten sich diese einfachen Zeichen um ihr Haus, ihr Gerät, als ihr Eigentum zu kennzeichnen, um damit Unterschriften zu leisten, so wie vor manchen Jahrhunderten nach dieser oder jener Bauer, der des Schreibens unkundig war, den Uebergabebrief oder sein Testament mit drei Kreuzen unterschrieb. Weit handelt es sich bei diesen Hauszeichen um Runen, in den verschiedenen Anordnungen, einander folgende Linien und Winkel, die man leicht mit dem Messer in Holz einschneiden konnte. Die Hauszeichen älterer Bauerngeschlechter waren im weiten Umkreis der engeren Heimat bekannt und hatten dieselbe Bedeutung wie die kunstvollen Wappen der Rittergeschlechter jener Zeit.

Die traurige Reifpanne der letzten zwei, ja drei Jahrhunderte, die den Bauern seiner Heimatorte zu entzweifeln trachtete, die ihn um Proletariat und zum Sklaven der Geldmächte herabwürdigten suchte, ist schuld, daß auch diese schöne, urtümliche Sitte verfallen und völlig in Vergessenheit geriet. Heute, da dem Bauern wieder sein Eigenname zurückgegeben ist, wäre es wohl an der Zeit, diesen urtümlichen Brauch wieder zu neuem Leben zu erwecken. Jeder Bauer müßte sich wieder ein Hauszeichen wählen, das gleichsam den Ehrenschild der Familie darstellt, das den Wästel oder den Türhaken des Hauses ziert, mit dem die Wästel gezeichnet wird, das am Wagenkasten oder am Flugbaum eingekramt oder eingeschrieben ist, mit dem die Korbhaken gezeichnet werden. Aber auch der Eisenring trägt dieses Zeichen, auf dem Pfostenkopf ist es zu sehen, an der Werkleite man es hängen und auf den Kreuzbalken aufhängen kann. So würde das Zeichen allmählich zu einer Art Heiligtums für jede Bauernfamilie, das jedes Glied der Familie in Ehren zu halten krebt, keines durch unehrenhaftes Verhalten zu schänden sich erlaubt.

Treulich in der allzu einfachen Form der runenartigen Zeichen unserer Vorfahren werden sich diese Hauszeichen nicht mehr einbürgern lassen. Ein gewisser Sinn muß in ihnen aber schlüssig und leicht auszuführen. Für echte, mit Heimat und Scholle verbundene Künstler gäbe das ein reiches Feld der Tatkraft, aber auch mancher Bauer mit naturhaftem, künstlerischen Empfinden lände wohl einen geschmack- und kunstvollen Entwurf für sein Haus- oder Familienzeichen.

Für wenige, uralte Bauerngeschlechter sind auch wirkliche Familienwappen überliefert. Weit handelt es sich um die Nachkommen ehemaliger Bauerngeschlechter, deren Abn irgend einem Fürsten in den zahlreichen Kriegen und Kriegen des Mittelalters einen wertvollen Dienst erwiesen hat, und dem zur Belohnung das Recht verliehen wurde, künftig ein Wappen zu führen. Aus Gründen des Geschmacks und der Würde des Bauernstandes ist aber davor zu warnen, etwa für jeden Erbhof ein eigenes Wappen im eigentlichen Sinn erfinden zu wollen. So sehr die Schaffung eines schlichten Familien- und Hauszeichens sinnvoll erscheint, ein umso geschmackloserer Unfang wäre die phantastische Zusammenstellung eines auf keinerlei Tradition zu gründenden eigentlichen Wappens. Schon haben sich gewisse Geschäftsmänner dieser „Konjunktur“ bemächtigt, da und dort tauchen Wappenmacher auf, die die Bauern für farbenprächtige, Figuren- und schmückelüberladene Wappen zu begeistern suchen, womöglich noch mit einem süßen Mitterheim getränkt, die meist ebenso geschmacklos wie lächerlich wirken. Giltgrüne Bäume, träubende Bäume, falsch gezeichnete Stierköpfe, Lächer, Flugstär und Kreuze — die Embole des Bauernstandes — in möglichst stichiger Wiederholung unentzählich herabgewürdigt, dazu eine silbdrige Farbensammlung des Untergrundes und der Wappenelemente bilden meist die Zutaten, aus denen wahllos solche „Wappen“ zusammengewürfelt werden.

Es gäbe heute wohl Mittel und Wege, diesen Mißbrauch abzuwehren. In den örtlichen Zweigvereinen des Reichsbund für Volkstum und Heimat, in dem jetzt ja die vielen lokalen historischen Vereine vereinigt sind, finden sich wohl hervorragende Kenner der bodenständigen Heimatkultur und mit dem nötigen Kunstverständnis begabte Persönlichkeiten, die ohne weiteres mit der Ueberwindung und Beurteilung aller Entwürfe für Hauszeichen betraut werden könnten.

Die Schaffung von sinn- und geschmackvollen Hauszeichen für jede Bauernfamilie läge durchaus in der Linie der angekrechten Wiedererweckung des deutschen Bauernstandes mit Heimat und Scholle, darum ist dieser Gedanke jeder Förderung und der Bewahrung vor Mißbrauch durch die berufenen Führer der Bauernschaft der Erwägung wert.